

Jüdisches Leben in Hannover

Jüdisch-Bucharisch-Sefardisches Zentrum Deutschland e.V.

Ein Gespräch mit Michael Krebs

Michael Krebs war Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Hannover und hat sich für die Etablierung des Jüdisch-Bucharisch-Sefardischen-Zentrums Deutschland in Hannover e.V. eingesetzt. Die Gemeinde wurde 2002 von jüdischen Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion gegründet. Seit 2011 verfügt sie über ein Zentrum in Ricklingen, wo man derzeit auch die äußeren Fortschritte der von Michael Krebs entworfenen „blauen“ Synagoge bewundern kann.

Herr Krebs, Sie müssen zum Start natürlich erklären, was sich hinter den Bezeichnungen „Bucharisch“ und „Sefardisch“ verbirgt.

Das Judentum hat ja eine große und oft dramatische Geschichte der Verfolgung, es ist immer wieder auch eine Geschichte der Flucht. Und nach der Zerstörung des ersten Tempels sind viele Juden in Richtung des heutigen Irak geflüchtet, nach Bagdad, nach Babylon. Dort waren einige Zeit die großen Zentren der Kultur. Als dann die Rückkehr nach Israel ins Heilige Land wieder erlaubt wurde, sind einige nicht zurückgegangen, sie waren in Usbekistan, Tadschikistan, Kirgistan, im gesamten persischen Reich, und hatten dort ihr Leben. Und im 16. Jahrhundert haben viele Juden im Emirat Buchara gelebt. Sie wurden von europäischen Reisenden darum als „bucharische Juden“ bezeichnet, obwohl nur ein Teil tatsächlich dort lebte. Die Juden haben damals im Handel und im Handwerk gearbeitet und im Laufe der Zeit die Kulturen adaptiert. Das findet man im Judentum sehr häufig. Sie haben dabei aber nicht ihre Identität verloren. Ende des 16., Anfang

des 17. Jahrhunderts entstand innerhalb der Stadt Buchara eine jüdische Siedlung, die „Alte Mahalla, und den Juden wurde verboten, sich außerhalb ihrer Siedlung niederzulassen. Es gab einige Einschränkungen, um den niedrigeren Status gegenüber der islamischen Bevölkerung herauszustellen. In Persien waren die Safawiden an der Macht, der schiitische Islam war Staatsreligion. Und es entstand das Khanat Buchara, der sunnitische Staat der Scheibaniiden. Die Juden dort waren also von Feinden umgeben. Es gab in der Folge drei isolierte Gruppen, die afghanischen, bucharischen und iranischen Juden.

Und dann folgte die Zeit der Zwangskonversion der bucharischen Juden.

Das war Mitte des 18. Jahrhunderts. Und schon zum Ende des 18. Jahrhunderts drohte die vollständige Assimilation. Bis 1793 der marokkanische Jude Josef ben Moses Mamon al-Maghribi bei einer Erkundungsreise zu den bucharischen Juden Usbekistans den Zustand der Gemeinde sah und sich dort niederließ, um das religiöse und kulturelle Leben wiederzubeleben. Er hat sehr viel reformiert. Unter anderem hat er die persische Vortragsweise der Gebete und Melodien durch den sephardischen Ritus ersetzt, den Nusach, der in Spanien, Marokko und Tunesien verbreitet war. Er hat den Juden dort sozusagen ihre Identität zurückgebracht. Im Laufe der Jahre hatte sich durch den großen Einfluss sehr viel Muslimisches eingeschlichen, durch ihn haben die Leute wieder zu sich selbst gefunden. Darum also in aller Kürze Jüdisch-Bucharisch-Sefardisches Zentrum. Mit dem Zusatz Deutschland. Denn wir vertreten mit unserer Gemeinschaft alle bucharischen Juden in Deutschland.

Das Zentrum steht also allen bucharischen Juden offen.

Nein, das Zentrum steht im Gegenteil allen Juden offen. Wir sind keine abgekapselte Gemeinschaft. Das wird oft so dargestellt, aber das ist ganz falsch. Wir sind ein sehr offenes Haus. Alle sind willkommen. Wir sind dabei, hier etwas ganz Besonderes zu schaffen, eine Synagoge, die sich besinnt auf die alten Normen.

Dann sprechen wir mal über das Zentrum. Draußen ist es noch eingerüstet, es wird gestrichen, überall

wird noch gebaut. Wie ist es dazu gekommen, dass das alles nun hier entstehen kann?

Das Gebäude hier war eine Kirche, die Sankt Michaelis Kirche, die aber nicht mehr genutzt und entweiht wurde. Wir hatten die Gelegenheit, das gesamte Areal mit 5.000 Quadratmetern und dem Rest der bestehenden Gebäude zu einem erträglichen Preis zu kaufen. Das Grundstück war hochbelastet von den Hinterlassenschaften des Batterieherstellers Varta, also Arsen, Blei, vieles mehr. Darum war es möglich, den Kaufpreis zu drücken, wohl wissend, dass durch die Dekontaminierung noch einmal hohe Kosten entstehen würden. Insgesamt können wir aber sehr zufrieden sein mit diesem Kauf. Und mir ist es dann darum gegangen, dass wir uns hier sehr sensibel an den alten Normen orientieren und das sehr fein überführen in die moderne Zeit. Alles, was Sie jetzt hier sehen, ist in vielen Synagogen heute nicht mehr vorhanden. Viele Synagogen sind durch viele Jahrhunderte hindurch zerstört worden, und damit ist auch viel Wissen über den Bau von Synagogen verlorengegangen. Es hat sich auch viel vermischt, in Europa gab es kirchliche Einflüsse, es gab maurische Einflüsse, wir finden die Romantik, die Neogotik. Ich habe hier versucht, für diese Gemeinschaft eine alte, eine rudimentäre Form zu finden. Und wir werden damit nun auch den Rückzug in die Anonymität beenden.

Das müssen Sie ein bisschen erklären.

Es ist den Juden angesichts der Verfolgung und der Repressionen während der vergangenen Jahrhunderte immer darum gegangen, bloß nicht aufzufallen. Schlichte Außenflächen, keine Symbole. Damit einhergegangen ist eine gewisse Abkapselung. Und die ist eigentlich ganz untypisch für die jüdische Mentalität. Ich habe sehr viele Jahre diese Geschichte studiert. Und habe nun hier die Gelegenheit genutzt, mich an den alten, blauen Synagogen des Vorderen Orients zu orientieren. Spanien, Marokko, Tunesien, Algerien, Libanon – dort gab es überall blaue Synagogen, blau und grünblau. Blau ist bei uns eine heilige Farbe. Warum? Es ist einfach die Farbe des Himmels. Blau war seinerzeit natürlich unglaublich schwer zu bekommen und sehr teuer. Man hat dafür im heutigen Afghanistan Lapis gebrochen und pulverisiert, und das Material dann über die Handelswege bis nach Marokko und Venedig transportiert. Und die Juden haben diese heilige, sehr teure Farbe genommen, um ihre Synagogen damit zu präsentieren. Man hat sich stolz präsentiert. Und nichts war dafür zu teuer. Durch die Unterdrückung ist das Blau dann außen verschwunden. Unsere blaue Synagoge hier ist nun ein Rückgriff in diese Geschichte, eine Rückbesinnung. Das kann man aber nur verstehen, wenn man den geschichtlichen Hintergrund kennt.

Kommen wir mal kurz zu Ihrem eigenen geschichtlichen Hintergrund. Wie kommt es, dass Sie mir hier heute gegenübersitzen? Vielleicht unternehmen Sie mal einen kurzen Streifzug durch Ihr Leben.

Ich bin in Freiburg als Sohn einer jüdischen Mutter geboren, die den Krieg überlebt hat. Mein Vater, ein sehr mutiger Mann, hat im Grunde die Familie meiner Mutter gerettet, so haben die beiden sich kennengelernt. Ich bin ein Jahr nach dem Krieg geboren. Meine Mutter hat damals in einem Gedicht



für meinen Vater niedergeschrieben, dass sie hofft, einen Sonnenschein für die Zukunft geboren zu haben. Ich bin zuerst in Freiburg zur Schule gegangen, wir sind aber vielfach umgezogen mit entsprechend vielen Schulwechsellern. Mein Vater ist dann schwer an Krebs erkrankt und 1960 gestorben, und ich bin bereits vor seinem Tod zu einer Patentante nach Bremen gezogen. Meine Mutter ist ebenfalls sehr krank geworden, eine Form von Lymphdrüsenkrebs, etwas ganz Furchtbares, was sehr schnell geht. Ich bin in Bremen an die Kunstakademie gegangen. Ich war allein, ohne Familie. Es gab nach der Nazizeit keine Verwandten. Und ich habe angefangen, ziemlich wild zu leben. Das waren die 60er, ich war nicht gebunden. Und ich habe dann zweimal lange Reisen mit dem Motorrad unternommen, unter anderem in das Gebiet des heutigen Afghanistans, zu einer Zeit, als man dort noch reisen konnte. Ich war kein Hippie, aber ich war doch ein sehr ungebundener, wilder, freier Zeitgenosse. Doch ich wusste immer, wo ich herkomme, ich wusste immer um meine jüdischen Wurzeln, meine Herkunft. Ich bin lange Jahre auch bei meiner Großmutter aufgewachsen und ich habe von ihr all das verinnerlicht, was ich eigentlich bis heute in meinem Herzen trage. Nach dem Krieg war natürlich viel kaputt, viele haben ihr Judentum verleugnet, weil sie Angst hatten. Sie wollten nicht mehr, die Bindungen waren zerstört. Familiär, physisch, psychisch – alles war kaputt. Das ist ja bis heute noch spürbar. Es ist nicht einfach vorbei, es dauert lange, bis sich das verdünnt. Damals war in der Suppe sehr viel Salz, und es muss sehr viel Wasser dazukommen, ehe man das Salz wieder als angenehm empfindet. Das wird noch sehr, sehr lange dauern.

Nach Ihren Reisen sind sie dann nach Bremen zurückgekehrt und haben dort die Gastronomie für sich entdeckt.

Ja, ich habe dort eine sehr große, sehr bekannte Studentenkneipe eröffnet und habe die ganze orientalische Küche angeboten, die ich kennengelernt hatte. Damals gab es beispielsweise noch keine Fladenbrote, die man beim Türken kaufen konnte. Die habe ich backen lassen, nach den Rezepten, die ich hatte. Wir haben ganze Lämmer beim Bäcker im Backofen backen lassen und dann mit einer Trage zur Kneipe in den Keller gebracht und dort an die Decke gehängt, darunter riesige Schüsseln mit Reis usw. Eine ziemlich hedonische und ja, auch brutale

Art und Weise der Gastronomie. Das gibt es heute nicht mehr. In Bremen habe ich auch meine Frau kennengelernt, die war dort an der Musikhochschule. Mit ihr bin ich dann zurück nach Freiburg, wo wir geheiratet haben, und im Anschluss nach Japan für einige Jahre. Aber Japan war für mich nicht leicht, da ist so eine Hassliebe in mir. Ich war wild, ich war aufsässig, ich war alles andere als angepasst. Nonkonformistisch – alles, was sich unterordnete, war mir zuwider. Uniformen sind mir bis heute zuwider. Und Uniformität. Das war dort natürlich schwierig.

Also ging es irgendwann zurück ...

Zunächst zurück nach Bremen, weil ich dort noch Kontakte hatte. Wir haben ein japanisches Restaurant aufgemacht, nach meinem Gusto, sehr erfolgreich. Aber mich hat dann die Eitelkeit gepackt, ich wollte unbedingt ein japanisches Haus, ich wollte als Architekt ein traditionelles japanisches Bauernhaus bauen. Und wir hatten schließlich hier in Hannover dafür zwei Optionen, einmal am Maschsee und einmal am Zoo. Am Zoo wollte ich nicht, weil mir das zu abgelegen schien. Und dann habe ich dieses 3.500 Quadratmeter große Pachtgrundstück bekommen. Ich habe alles investiert, was ich hatte. Es gab eine Oldtimersammlung, die ich verkauft habe. So habe ich schließlich dieses japanische Bauernhaus ganz traditionell und mit Reetdach gebaut. Das erste japanische Restaurant in einem stehenden Haus in ganz Europa. Wirtschaftlich auf lange Sicht nicht zu Ende gedacht, aber ich hatte immer die Messe im Blick, das hat anfangs sehr gut funktioniert. Allerdings war die Zeit für ein solches Geschäft in Hannover gute zwanzig Jahre zu früh, daher habe ich aus dann folgenden wirtschaftlichen Gründen vermietet. Nach einigen problemlosen Jahren wurde tragischerweise das Gebäude in einem Brand total vernichtet, es wurde abgefackelt. Ich habe es wieder aufgebaut und wieder an den alten Betreiber weitervermietet. Es wurde fätaerweise wieder durch einen Brand vernichtet. Und ich habe es wieder mit großer Wut und Bockigkeit aufgebaut. Es gab dann sogar noch einen dritten Brandversuch. Wie man erkennen kann, war ich wohl bei einigen ewig Gestrigen sehr beliebt. Sie mochten es, meine Ausdauer immer wieder auf die Probe zu stellen. Allerdings haben diese notablen Anzähler mich unterschätzt, frei nach dem Spruch meiner Mutter: „Fällst du fünfmal hin, stehe zehnmal auf, sonst bist Du nicht mein Sohn.“ Irgend-

wann habe ich dann aber endgültig aufgegeben und verkauft. Das Gebäude ist danach noch durch viele Hände gegangen. Heute sieht es nicht mehr schön aus, es ist nicht mehr das, was ich gebaut habe. Es ist verhunzt, unästhetisch, schrecklich. Und wenn ich vorbeifahre, dann schaue ich nicht mehr hin. Mit 40 habe ich dann angefangen, mich wieder auf meine jüdischen Wurzeln zu besinnen und bin zur Synagoge in die Haeckelstraße gegangen.

Haben diese 40 Jahre irgendeine Bedeutung?

Meine geliebte Frau riet mir, doch meine Herkunft wieder aufzunehmen. Allerdings ist es sehr schwer, mit dem Alter von 40 Jahren in eine so komplexe Welt einzutauchen. Wer mit 40 Jahren zurückkehrt und diesen Schritt als eine Mitzwa (Gelöbnis) durchführt, wird sehr geachtet, da er es wesentlich schwerer hat als jemand, der von den ersten Tagen seines Lebens dabei ist. Ich hatte ja vorher ein sehr wildes Leben, ich habe eigentlich nichts ausgelassen. Aber ich bereue das nicht, das waren teils sehr tiefgreifende Erfahrungen. Umso stärker war aber auch der Eindruck meiner Wiedereinkunft ins Judentum. Im Judentum gibt es die Regel, dass man eine Mitzwa macht, eine Alia, einen Aufstieg. Die darf man nicht widerrufen. Und das habe ich durchgeführt. Ich gehe nicht zurück. Das ist die tiefste Verpflichtung. Ich bin der Sohn meiner Eltern und meiner Vorfahren, auf die ich sehr stolz bin.

Sie sind dann damals weg von der Jüdischen Gemeinde Hannover und schließlich hierher gekommen. Und hier ist es nun so, wie sie es sich gewünscht haben?

Es ist auf einem guten Weg. Ich bin jemand, der einfach sehr viel Respekt für die Regelungen im Judentum hat. Ich würde mich nicht als fromm bezeichnen. Das muss ich gar nicht sein. Ich muss mich nur an die Gesetze halten, mehr braucht es nicht. Alles andere ist Folklore. Wenn ich die Gesetze nicht einhalte, dann muss ich das mit meinem eigenen Gewissen vereinbaren. Habe ich gelogen, oder habe ich mich verbessert, darauf habe ich ganz allein die reine Antwort. Es ist die höchste Form der Alleinverantwortung und Selbstverantwortung. Und diesen Geist möchten wir in unserer Gemeinschaft künftig stolz nach außen tragen.

● LAK



Deine Lieblingsmusik immer griffbereit

Ordne deine Sammlung in den Medienboxen, deine Favoriten setzt du mit den Bilderrahmen in Szene.



FLAGSHIPSTORE HANNOVER Schillerstr. 29